

Schacht führt. Aber der wohl geweckt werden könnte für den, der die Wünschelrute dazu besaß. Die Hände an den Armen mit den großen Bewegungen waren unglaublich schön mit ihren schlanken, wie gedrechselten Fingern, die dort begannen, wo die vier Grübchen in den schwellenden Handrücken eingesenkt waren. Eine Nana Feuerbachs war sie, der jedoch alles Herbe genommen war. Sie hätte nie zur Medea oder auch nur Iphigenie empfunden werden können — weil sie eben nur Lächeln kannte, und weil alles an ihr glücklich und heiter war und . . . ausgeglichen. Ein bezauberndes, schon ganz reifes Menschenwesen, und doch noch ganz mädchenhaft dabei. Das Zwingendste aber an ihr war, daß sie gar nicht ahnte, was für eine Köstlichkeit und Seltenheit sie war in dieser verzerrten und unharmonischen Welt, die sonst jedem Gestalt und Gesicht zu stempeln weiß.

Natürlich war sie verlobt, nicht mit einem jungen Heidengott, einem großen Bildhauer, einem formanbetenden Dichter, sondern verlobt mit irgendeinem gutverdienenden jungen Kaufmann, den sie heiraten wollte, wenn er in das Feld müsse oder aus dem Feld käme (es ist mir entfallen). Aber das wollte damals im Kriege nicht viel besagen. Und endete auch manchmal ohne ernstliche Nachwirkungen. Sie war gerade so gut und so schlecht angezogen, wie man das damals im Krieg noch eben konnte; aber man achtete wirklich nicht bei ihr darauf, wie sie gekleidet war. Jetzt wohnte sie bei einem Onkel, dort, wo sie eingestiegen war.

Davon sprach sie, wie man es eben so hinschwätzt, wenn man in der Bahn in ein Gespräch kommt, redete daher mit einer einfachen Freundlichkeit, die der Ausdruck ihres Wesens war. Erzählte von sich ohne jede Selbstgefälligkeit, aber mit einer natürlichen und freimütigen Liebenswürdigkeit, die ganz und gar ungekünstelt war und gleichsam bei jedem Ton ihre lächelnde und unverbildete Seele durchschimmern und

mitklingen ließ. Etwas ist das, was man im deutschen Süden, auch im Elsaß, bei den jungen Mädchen — den Friderike Brions — häufig findet: diese eingeborene, wärmende Freundlichkeit gegen jedermann, die einfach Wesensart und Umgangsform ist, und die von den kälteren und mürrischen Menschen des Nordens so leicht mißdeutet und ganz anders ausgelegt wird.

Ja, so war es, das schönste Mädchen von der Welt. Und das Allerbeste an ihr war, daß diese Kunde von ihrer Schönheit noch nicht bis zu ihr gedrungen war, daß sie durchaus nicht ahnte, daß sie doch eigentlich ein Göttergeschenk war, etwas Anbetungswürdiges, eine Auserwählte unter Hunderttausenden ihres Geschlechts.

So viel von dieser unvergeßlichen Begegnung, der ersten und letzten mit dem schönsten Mädchen der Welt. Immer wieder, wenn in mir ihr leise in meiner Erinnerung sich verschleierndes Bild aufstieg und mich milde durchwärmte, hatte ich das Gefühl, daß ich ihr Andenken segnen müsse, und daß, wenn ein Mensch in der Welt, es dieses Mädchen verdiene, daß es ihm gut, besonders gut gehe. Vielleicht ist sie eine große Sängerin geworden, eine Weltberühmtheit, die heute in Rom und dann wieder im Winter in Amerika Triumphe feiert. Nur weiß ich es nicht, weil sie einen Künstlernamen führt. Oder sie ist eine sehr reiche Frau der Gesellschaft geworden, eine, die jetzt langsam gelernt hat, zu begreifen, was es heißt, eine ungewöhnliche und angebetete Frau zu sein . . . die schöne Madame X. „Sie ist noch immer blendend“, sagen selbst ihre Freundinnen. Sie hat es auch gelernt, geistreich zu sein, und ist doch ganz unverbildet geblieben. Jedenfalls aber sollte es ihr gut gehen im Leben. Sie verdient es. Und wenn meine Wünsche irgendwelche Kraft haben, so wird es ihr gut gehen. Denn das wäre doch nur ein geringer Dank für das kostbare Geschenk einer blühenden, mädchenhaften Frauenanmut von zwanzig Jahren, die mich